

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **34 (1978)**

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN

Gerhard Prause, HERODES DER GROSSE, KÖNIG DER JUDEN, Hoffman & Campe, Hamburg 1977, 373 S, 38 Schwarz-weiße Abbildungen. 34 DM.

Der Vf. ist Doktor der Literaturwissenschaft und der Geschichte. Sein Buch ist der Versuch einer «Ehrenrettung» Herodes des Grossen, der als blutrünstiges Scheusal in die Geschichte eingegangen ist, vor allem aufgrund der Angaben von Flavius Josephus. Dass Herodes daneben, und vielleicht in erster Linie, ein Finanzgenie und ein grosser Bauherr gewesen ist, und vor allem ein gewiegter Politiker, und dass seine «Untaten» — immerhin hat er seine eigene Familie ausgerottet — nicht schlimmer sind als die anderer Potentaten seiner Zeit, liegt durchaus im Bereich der Möglichkeiten. Jedenfalls zitiert P. ausgiebig angesehene Historiker, und seine These hängt somit keineswegs in der Luft.

Eine Zeittafel, eine Genealogie der herodianischen Familie und ein Literaturverzeichnis ergänzen dieses flüssig geschriebene Buch, das keine wissenschaftliche Präention hat und als seriöse Popularinformation gewiss empfohlen werden kann. Ob der Vf. allerdings den komplizierten innerjüdischen Verhältnissen in Palästina immer gerecht wird und in dieser Hinsicht nicht manchmal etwas vorschnell und eben doch zu sehr von aussen her urteilt, bleibe dahingestellt.

K. H.

Janusz Tazbir, GESCHICHTE DER POLNISCHEN TOLERANZ. Aus dem Polnischen von R. Brümmer. Warszawa: Interpress 1977, 200 S. 35.— zł.

Dass gerade Polen einmal, im 15.-17.Jhd., das Musterland Europas in Sachen religiöser und kultureller Toleranz, in Glaubens- und Gewissensfreiheit gewesen war, dass man diese Toleranz als «die polnische Doktrin» bezeichnet hatte, ist heute durch die nachfolgenden Ereignisse so ziemlich ganz aus dem Bewusstsein grosser Teile der nichtpolnischen Öffentlichkeit verdrängt worden und in Vergessenheit geraten. Dabei könnten die damals von den Vertretern der verschiedenen christlichen und nichtchristlichen Religionen und Weltanschauungen im Umgang miteinander gesammelten Erfahrungen durchaus auch noch heute manch nützliche und aufschlussreiche Lektion erteilen. Denn es zeigte sich immer wieder, dass solange man die Auseinandersetzung mit friedlichen Mitteln führte, «Traktate mit Traktaten zu beantworten hatte, Ansprachen... mit Predigten und Disputationen erwidern musste», alle daran Beteiligten infolge der dazu erforderlichen Ausbildung geistiger Kräfte grossen Nutzen hatten (S. 191-192). Und das gilt nicht nur hinsichtlich der Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten, sondern in gleichem Masse auch für die Auseinandersetzungen zwischen Christen und Juden, was nicht zuletzt durch die Diskussion um Isaak Trokis Buch *Chizzuq ha-emuna* (Festigung des Glaubens) zu belegen ist (S. 86-87).

Von daher ist es nur zu begrüßen, dass Verf. — durch zahlreiche Publikationen als hervorragender Kenner der Materie ausgewiesen — sich eingehend in einer Monographie speziell dem Thema Toleranz zuwendet. Das Buch ist für einen breiten Leserkreis konzipiert, auf einen umfangreichen wissenschaftlichen Apparat und Anmerkungen hat Verf. verzichtet; einige weiterführende Literatur wird im Anhang genannt (S. 198-200). Absicht des Verfassers ist es, in den 10 Kapiteln, in die das Buch gegliedert ist, ein umfassendes Bild der religiösen Auseinandersetzungen in der polnischen Adelsrepublik vom 14.-18.Jhd. zu zeichnen. Dieses Ziel hat Verf. denn auch sehr gut erreicht. Immer wieder unterbricht er seine Darstellung, um sie durch Aufnahme von Zitaten aus verschiedenen Quellen zu bereichern und so das Gesagte höchst anschaulich dokumentarisch zu belegen.

Ohne hier im einzelnen auf die Vielfalt des ausgebreiteten Materials eingehen zu

können, sei dennoch in groben Zügen der thematische Rahmen skizziert, innerhalb dessen sich die Darstellung bewegt.

Seit dem 13.Jhd. kamen nach Polen in zunehmendem Masse Orthodoxe, westeuropäische Juden, Karäer, Tataren (Muslime), Armenier und später auch tschechische Hussiten, um dort Zuflucht zu suchen und zu finden. Die Zahl der Immigranten vergrösserte sich zusehends v.a. im Zeitalter der Reformation; denn nun kamen auch Protestanten, Calvinisten und Lutheraner in erster Linie, Antitrinitarier und Anabaptisten, ja selbst Katholiken aus protestantisch gewordenen Ländern als Schutzsuchende nach Polen. Und allen wurde Aufnahme gewährt, Staat und Krone lehnten die Ausweisung aus religiösen Gründen ab. Polen wurde Europas «Asyl für Ketzer» (S. 68-97). Zwar blieb es in der Mehrheit seiner Bevölkerung katholisch, und die Repräsentanten des Papsttums, vorab die Jesuiten, bemühten sich energisch, den Einfluss der sog. Dissidenten zu verringern, sie des Landes zu verweisen oder im Lande zu bestrafen, doch fand sich keine staatliche Institution bereit, diesen Forderungen nachzukommen: einerseits liessen die gesellschaftliche Struktur und die politische Organisation des Landes kein einheitliches Vorgehen gegen die nichtkatholischen Minderheiten zu, andererseits aber huldigten die Regenten selber den Ideen der Toleranz, so dass sie von daher keine Neigung verspürten, gegen die Dissidenten einzuschreiten. Die Maxime Zygmunt Augusts: «Ich bin nicht der König eurer Gewissen», hatte für viele von ihnen unbestreitbare Gültigkeit. Natürlich gab es dennoch auch in Polen Ketzerprozesse, Verf. verschweigt sie keineswegs; auch Juden mussten den Scheiterhaufen besteigen, obwohl ihnen die Privilegien des Königs Kazimierz III. Wielki «innere Autonomie, völlige Kultfreiheit und vielfältige wirtschaftliche Vorteile» garantierten (S. 10) — Verf. erwähnt u.a. die Verbrennung Katarzyna Weigels 1539 (S. 29-30), die Ereignisse in Sochaczew 1566 und in Pilica 1580 (S. 148-149) —, aber oftmals wurden die gefälltten Urteile nicht vollstreckt, so dass seit Beginn der Reformation «bis Mitte des 17. Jahrhunderts durch religiöse Verfolgung nicht mehr als zwanzig Personen» starben (S. 149). Insgesamt gestalteten sich die Beziehungen der Vertreter der einzelnen Religionsgemeinschaften zueinander höchst friedlich, katholische, lutherische, reformierte und orthodoxe Kirchen standen zuweilen nebeneinander, Moscheen und Synagogen hatten ebenso unbestrittene Daseinsberechtigung. So konnte der Ungar M. Csombor Anfang des 17.Jhd. berichten: «Nur dann liess sich erkennen, welcher Konfession jemand sei, wenn täglich um dieselbe Zeit der eine in diesen und der andere in jenen Tempel ging.» (S. 83).

Die Verhältnisse änderten sich indessen merklich nach dem Chmielnicki-Aufstand (1648) und den Schwedenkriegen (2.Hälfte 17.Jhd.). Für die Juden hatte gerade ersterer weitreichende Folgen. Die Adelsrepublik begann allmählich zu verfallen, die Ideen der Toleranz gerieten immer mehr in die Defensive und unterlagen schliesslich der Gegenreformation. Zwar hat es danach auch weiterhin Stimmen gegeben, die die «polnische Doktrin» am Leben erhalten wollten, doch fanden sie auf Dauer kein Gehör. Immerhin, trotz aller Beschränkungen, die die Gegenreformation für die nichtkatholischen Minderheiten mit sich brachte, lebten am Ende des 18.Jhd. noch fast eine Million Juden, 200.000 Dissidenten deutscher Abstammung und rund 250.000 Orthodoxe in der Adelsrepublik. Bei einer Gesamtinwohnerzahl von ca. 8,8 Millionen ein beachtlicher Prozentsatz! (S. 184).

Die letzte grosse Bemühung, die Ideen der Toleranz hochzuhalten, war zweifellos der im sog. Grossen Sejm eingebrachte und in den Jahren 1791/92 debattierte «Gesetzeswurf, der den Juden unter anderem völlige Glaubensfreiheit zuerkannte und es verbot, die Riten und Gebräuche der Juden zu verspotten, sie mit dem Namen «Ungläubige» zu beschimpfen und ihnen den Sabbat und die jüdischen Feiertage zu verwehren» (S. 188). Der Ausbruch des polnisch-russischen Krieges (1792) machte es jedoch unmöglich, das geplante Gesetz zu verabschieden und seine Vorschriften zu verwirklichen.

Natürlich ist mit diesen Sätzen der Inhalt des (fast) spannend zu lesenden Buches nur andeutungsweise wiedergegeben. Um so mehr sei es zur Lektüre empfohlen. Als Ergänzung

zu den einschlägigen Darstellungen der Geschichte Polens gebührt ihm ein fester Platz in der Historiographie.

Stefan Schreiner

Monika Richarz (Hsg.), JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1780-1871. Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1976. 500 S. 12 Abb. 39.80 DM.

Die hier gesammelten autobiographischen Zeugnisse gewähren einen guten Einblick in den «Eindeutschungsprozess» der Juden in der Emanzipationszeit, wo sich die Entwicklung vom «Schutzjuden» — oder vom völlig rechtlosen Juden, denn viele jüdische Menschen hatten keinerlei legale Existenz — zum «deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens» vollzog. Da die Rechtsverhältnisse in den verschiedenen deutschen Ländern auch im Hinblick auf die fortschreitende bürgerliche Gleichstellung des jüdischen Bevölkerungsteiles oft starke Unterschiede aufwiesen, ging der Emanzipationsprozess auch nicht überall gleichmässig vor sich. Von seiten des jüdischen Elements zieht er einen unvermeidlichen Substanz- (und auch, wenigstens teilweise, Identitäts-) verlust nach sich, weil die Juden eben bis Ende des 18. Jahrhunderts in den deutschen Ländern völlig innerhalb ihres eigenen Kulturkreises lebten, der jetzt langsam zerfällt und für den die modernen Synagogengemeinden (Kulturgemeinden) keinen Ersatz bieten können. Diese jüdische Eigenkultur war rein religiös strukturiert, und so wird auch ihr Zerfall vor allem an der Distanz sichtbar, die der einzelne Jude zur traditionell-religiösen Lebensform bezieht. Auch diese Entwicklung erstreckt sich meist über mehrere Generationen. In mehr oder weniger geschlossenen jüdischen Siedlungsgebieten, wie in manchen Gegenden Süddeutschlands und vor allem in den Gebieten Ostpreussens, die erst durch die Teilung Polens an Preussen gefallen sind, erhält sich die traditionelle Lebensform weitaus länger; auch verliert sie in den Städten im allgemeinen rascher an Boden als in den Landgemeinden.

In derselben Publikationsreihe sind weitere einschlägige Veröffentlichungen geplant, denen man mit Interesse entgegensehen darf.

K. H.

W. Eckert, H. Lewin-Goldschmidt, L. Wachinger, MARTIN BUBERS RINGEN UM DIE WIRKLICHKEIT. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1978, 155 S. 18.50 DM ()*

In einer verständnisvollen und darum zum Teil auch kritischen Weise wird uns von den drei Autoren das vielgestaltige Lebenswerk Martin Bubers vor Augen geführt. Die verschiedenartigen Gebiete, in denen sich dieser bedeutende Mann wegweisend betätigt hat (Zionismus, Chassidismus, Dialogik und Bibelübersetzung), kreisen, wie hier gut herausgestellt wird, um die beiden Polen der Begegnung und der Verwirklichung.

Begegnung ist durch die Anrede Gottes in der Offenbarung ausgelöste Bewegung, in der der Mensch seine Menschlichkeit im Reden mit seinem — oft so andersartigen — Mitmenschen erfährt und so zum Menschen, zum Ich wird, weil sein Gegenüber als Du auf ihn zukommt und ihn in Anspruch nimmt. «Das Dialogische ist kein Vorrecht der Geistigkeit wie das Dialektische. Es fängt nicht im oberen Stockwerk der Menschheit an, es fängt nicht höher an, als wo es anfängt. Begabte und Unbegabte gibt es hier nicht...» (S. 53f.). Die Reichweite dieser Zwiesprache ist unbegrenzt — sie schliesst ja den Andern, auch den Gegner ein (S. 52), wenn derselbe wirklich als Mensch ernstgenommen wird. Von daher ergibt sich die Beweglichkeit, sich auf das Gespräch einzulassen — und jeden vorgefertigten Rahmen einer schablonierten Platzanweisung zurückzuweisen. «Dem, was ich zu sagen habe,

(*) Obwohl wir in Heft 1/1978 bereits eine Stimme zu diesem Buch veröffentlicht haben — B. v. Maydell, *Aktuelles zu Martin Buber — Mehr als eine Buchbesprechung* —, erscheint uns doch das Thema wichtig genug, um heute nochmals eine Besprechung dazu zu bringen.

geziemte keine Systematik... Ich muss es immer wieder sagen : Ich habe keine Lehre. Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zuwenig gesehen ist und führe ihn zum Fenster. Ich stosse das Fenster auf und zeige hinaus. Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch» (S. 20).

Dieses Zeigen der Wirklichkeit drängt in seiner Konsequenz auf Verwirklichung — ein Schlüsselwort Martin Bubers. Verwirklichte Zwiesprache bedeutet im Blick auf den arabischen Nachbarn das Angebot der Versöhnung und des Miteinander : «Es kann nur noch einen Frieden der echten Zusammenarbeit geben» (S. 29). Durch seine Bibelübersetzung müht er sich um die Verwirklichung der in dieser Urkunde vorhandenen Anrede : «... Das Wort nur bewahren, nur konservieren, allenfalls durch die Zeit tragen wollen, ist Lästerung. Es will reden, zu jeder Zeit, in jede Zeit, jeder Zeit zum Trotz» (S. 15). So bedeutet für ihn der Zionismus, dass das Judentum greifbare Gestalt gewinnt und so gerade über sich hinausweist : «Das Streben des jüdischen Gemeinwesens in Palästina wird ein übernationales sein müssen. Wir wollen es für die Menschheit, denn wir wollen es für die *Verwirklichung* des Judentums» (S. 22).

Diese Verwirklichung gilt es auch im Verhältnis zu den anderen Glaubensweisen zu praktizieren. Für Martin Buber ging es hier in erster Linie um die Begegnung mit dem Christentum. Hier hat er auf vielfache Weise dem Konzept des Dialogs zu einer guten Gestalt verholfen — und bei aller Grundverschiedenheit der beiden Glaubensweisen die Art von Gemeinsamkeit zu verwirklichen versucht, die möglich war. In seinem Vorwort zur «Kreatur» (1925/26) sagt er : «Es gibt ein Zusammenwirken ohne Zusammenleben. Es gibt eine Einigung der Gebete ohne Einigung der Beter... Wir dürfen nichts vorwegnehmen, aber wir sollen bereiten» (S. 142).

Begegnung und Verwirklichung — als Versuch des Brückenbaus über alle Abgründe hinweg, die in seiner Auseinandersetzung mit Freud deutlich aufgezeigt werden — ein solches Gedächtnis an Martin Buber wird zum verpflichtenden Vermächtnis. Dazu verhelfen alle drei Autoren durch wichtige Anregungen und Impulse. *Rudolf Pfisterer*

Viktor E. Frankl. ...TROTZDEM JA ZUM LEBEN SAGEN. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Vorwort von Hans Weigel. Kösel Verlag, München 1977. ISBN 3-466-10019-4. 197 S.

In diesem Buch wird dem bereits im Dezember 1945 verfassten Erlebnisbericht über den eigenen Konzentrationslageraufenthalt das im Jahr 1946 entstandene Lehrstück, das unter Pseudonym als «metaphysische Conférence» veröffentlicht worden war, hinzugefügt. Beiden Arbeiten liegt das gleiche Anliegen zugrunde, das gleichsam als Generalthema im Titel ausgesprochen ist.

Die besondere Gabe des Autors zur distanzierten Beobachtung und die Registrierung auch der eigenen Erlebnisse und Erfahrungen wie von einer neben ihm stehenden anderen Person, geben dem Bericht seine besondere Note. Hier werden aus dem einmaligen Geschehen Gedanken und Fakten offenbar, die zeitlose Gültigkeit haben. So bewirkt der Bericht beim Leser eine entscheidungsfordernde Betroffenheit.

Sicherlich hat der Vf. diese vorhandene Gabe der sachlichen, illusionslosen Betrachtung von vorneherein vorsätzlich als abschirmenden Schutz der Selbsterhaltung einsetzen wollen. Aber ebenso sicher hat diese Gabe unter den extremen Lebensbedingungen des ständigen Hungers, der Schmerzen, absoluter Ohnmacht gegen andauernden Machtmissbrauch, eine enorme Steigerung erfahren. Er beobachtet sie auch an anderen Häftlingen. (Aussage eines Häftlings, sein Leben zu empfinden als ginge er hinter seiner eigenen Beerdigung her.)

In diesen unsentimentalen Erlebnisbericht werden wir als Leser mithineingenommen und erleben die drei Phasen des Aufenthalts mit :

a. Die Lageraufnahme mit der Erfahrung, dass dem Häftling buchstäblich nichts mehr bleibt als die nackte Existenz.

b. Das eigentliche Lagerleben und die Lagerbewacher, mit der tiefgreifenden Wandlung und Verwandlung der Persönlichkeit aus der Erfahrung äussersten Leides und Leidens zu einer neuen Lebensschau und einer seltenen höchsten inneren Freiheit und Lebensbejahung. Sie gipfeln beim Vf. in der Erkenntnis:

Wir haben den Menschen kennen gelernt wie vielleicht bisher noch keine Generation. Was also ist der Mensch? Er ist das Wesen, das immer *entscheidet*, was es ist. Er ist das Wesen, das die Gaskammern erfunden hat; aber zugleich ist er auch das Wesen, das in die Gaskammern gegangen ist, aufrecht und ein Gebet auf den Lippen.

c. Abschliessend die Phase der Entlassung bzw. der Befreiung mit der gewonnenen Erfahrung neugeschenkten Lebens und Einbringung der aus der läuternden Glut dieses neuzeitlichen Infernos gewonnenen Einsichten in das weitere Leben.

Dem Bericht fehlt jedes Wort der Anklage, des Verlangens nach Rache oder Bestrafung.

Auch die Handlungsweise der Lagerleitung und der Bewacher, ihre möglichen Motive und ihre Motivation werden nur stichwortartig behandelt. Vielleicht werden aber gerade dadurch im teilnehmenden Miterleben des Lesers unwillkürlich Vergleiche zu bekannten Beispielen der Weltliteratur wach. Stärker noch stellen sich Psalmenstellen (und entsprechende Choralstrophen) sowie Zeugnisse biblischer Gestalten alten und neuen Testaments im Gedächtnis ein, die Kenntnis davon geben, dass in den tiefsten Stunden der Not Gottes Allmacht und Nähe am stärksten empfunden wurde und sich hier erneut wirksam erwies. Nicht Leidverherrlichung oder Resignation im Leid, sondern Einbezug des Leides zur Sinnengewinnung für das *Leben* ist die Frucht dieses Reifeprozesses. In diesem Buch wird von einem Nicht-Theologen und Nicht-Christen eine Lebenshaltung praktiziert, die das Geheimnis des leidenden Gottesknechtes am eigenen Leib kennen und bejahen gelernt hat als eine Quelle der Kraft, die er nun anderen Menschen in ausweglos erscheinenden Schwierigkeiten als Lebenshilfe weitergeben will.

Dem zweiten Teil des Buches, hier als Synchronisation in Buchenwald aufgenommen, fehlt die Unmittelbarkeit des Erlebnisberichts. Er ist vom gleichen Gedanken getragen, den Sinn des Lebens durch Einbeziehung des Leidens in der Welt zu finden. Man könnte geradezu vom Versuch einer Theodizee sprechen, der hier unternommen wird.

Die notwendigen bildungsmässigen Voraussetzungen zum Verständnis werden den Leserkreis und Hörerkreis für dieses Lehrstück einschränken. Gerade darum ist es gut, dass es in das Buch mitaufgenommen wurde und so entsprechend Beachtung findet.

Dem Vorwort des langjährigen Freundes F.'s, Hans Weigel, verdanken wir noch einige erläuternde Hinweise, wonach auch der Titel und die Widmungen ehrendes Gedenken des Autors für Opfer des Terrors sind. Der Titel ist eine Zeile des «Buchenwald-Liedes», gedichtet und vertont von zwei in diesem Lager umgekommenen Häftlingen. Mit diesem Marschlied hatten sie den Willen zum Durchhalten in sich und den Mithäftlingen stärken wollen.

Den Tod der Eltern, des Bruders und der Frau erfuhr der Autor erst bei der Rückkehr in seine Vaterstadt Wien. Auch dieses Leid verstärkte noch sein Anliegen zur Hilfe für leidende Menschen.

Gertrud Schaaf

Fritz J. Raddatz, HEINE — EIN DEUTSCHES MÄRCHEN. Hoffman u. Campe Verlag, Hamburg 1977. 204 S.

Schon der vorangestellte Ausspruch Heines an seine Mutter:

«Es ist mir nichts geglückt im Leben»

ist bezeichnend für das vom Autor als Essay bezeichnete Werk.

Mit deutlichen Konturen hebt sich das Lebensbild vom Hintergrund dieser Epoche europäischer Geschichte ab und lässt damit den ebenso häufig geschmähten wie vergötterten

Dichter ohne Schärfe, aber auch ohne Schönfärberei als einen Menschen «zwischen den Zeiten», nämlich als faktisch Entwurzelten, aus allen Bindungen Gelösten, aber nicht Erlösten erkennen. Mit den ihm eigenen Gaben und Gegebenheiten konnte er garnicht anders als «anstössig» und «bissig» antworten, d.h. *re-agieren*. Er verdeckt sein tiefes Betroffensein, ja seine Lebensangst als Angehöriger einer bis dahin erst theoretisch emanzipierten Minderheit, den Juden, ebenso wie sein tiefes Verlangen nach liebender Geborgenheit mit den Mitteln seines scharfen kritischen Intellekts hinter beissendem Spott, märchenhaften Verhüllungen oder kritischen Analysen und Prognosen zur jeweils erlebten Situation.

Angst, sowie eine das ganze Leben hindurch dauernde Bindung an die Mutter, werden uns als Motore dieses schillernden, irrlichternden und sich dieser Tatsache durchaus bewussten Menschen aufgezeigt in seiner aggressiven Reaktion auf die gleichfalls in Bewegung geratene Umwelt.

Der Autor vermag mit seiner Darstellung, die buchstäblich in einem Zug, d.h. ohne jede Unterteilung in einzelne Kapitel angelegt ist, bis zur letzten Seite zu fesseln und anzuregen, die bisherige Vorstellung über den Dichter sowohl als auch über das gesamte Zeitgeschehen zu überprüfen und zu vertiefen.

Er bezieht in seine Darlegungen interessante Vergleiche und Abgrenzungen zu Persönlichkeiten ähnlicher Anlage und Umweltsituation ein aus Heines Zeit und bis in die jüngste Vergangenheit hinein und belegt gerade so noch einmal die Notwendigkeit, bei der Beurteilung von Menschen oder Gruppen soziologischer oder nationaler Herkunft die jeweilige Gesamtsituation heranzuziehen, die sich prägend positiv oder negativ auswirken kann auf den Einzelnen.

Ein Buch, das man am Ende nicht wegstellt, sondern das man als Anregung zu weiterer Beschäftigung mit den aufgezeigten Fakten benutzt.

Gertrud Schaaf

Kurt Marti, WORT UND ANTWORT. Meditationstexte, 30 Blätter, Fr. 14.80, F. Reinhardt Verlag, Basel 1978.

Werner Reiser, DER GEBURTSTAG VON ADAM UND EVA. NEUE LEGENDEN UND PARABELN, 180 S., Fr. 14.80, F. Reinhardt Verlag, Basel 1978.

Der Verlag empfiehlt «Wort und Antwort» u.a. mit folgenden Worten:

«Dieses Buch enthält nur wenige Worte, wenige Sätze. Man kann sie lesen oder vor sich hin sprechen, bis einzelne von ihnen ins bewusste Gedächtnis, vielleicht ins Unterbewusstsein eingesickert sind. Meditationstexte, die «einverleibt» werden können.»

Ich persönlich stehe solchen Publikationen hilflos gegenüber. Mag sein, dass es wirklich «Menschen jeden Alters, die für die Anforderungen des Tages Kraft in der Stille suchen» anzusprechen vermag: Meditation ist ja grosse Mode geworden.

Hübsch finde ich hingegen das neue Legendenbuch von Werner Reiser, das im gleichen Verlag erschienen ist. Es wird traurige, kranke, belastete, «abgeschobene» Menschen aufmuntern. Sprache und Inhalt sind klar und unsentimental, da an der Bibel orientiert.

L. S.

Thomas Mann, TAGEBÜCHER 1933-1934. S. Fischer-Verlag, 818 Seiten, 1977.

Die Veröffentlichung dieser Tagebücher wird allen wild und blind begeisterten Anhängern Thomas Manns nicht gefallen. Es stehen da — oft auch zwischen den Zeilen — Dinge drin, die den «Zauberer» von seinem Märchenthrone herunter holen. Thomas Mann tritt uns in diesen Tagebüchern wirklich nicht als sehr angenehmer Zeitgenosse entgegen: er erscheint eitel, versnobt, sehr auf den eigenen Vorteil bedacht, sehr sich selber und alle seine

Wehwechen bedauernd, auch nicht sehr mutig und dort schweigend, wo er in diesen schwierigen Jahren 1933 und 1934 hätte reden sollen. Zu bewundern, scheint mir, ist nicht der Mensch Thomas Mann, sondern seine Frau, die es mit ihm ausgehalten, ihm mit grossartiger Selbstverständlichkeit alles Unangenehme möglichst aus dem Wege geräumt hat und die er kaum je lobend erwähnt.

Trotzdem ist diese Veröffentlichung sicher nicht zu bedauern. Ist es nicht gut, wenn wir die Grossen des Geistes in ihrer menschlichen Beschränktheit sehen? «Wie ist alles so nichtig! Wie ist alles so nichtig! spricht der Prediger» (Pr. 1, 2). Die Tagebuchaufzeichnungen Thomas Manns geben ihm völlig recht! Aber mit welchem Recht erwarten und verlangen wir eigentlich von einem Meister der Sprache, dass er auch ein Meister der Menschlichkeit sei?

L. S.

Isaac Bashevis Singer, LEIDENSCHAFTEN. Hanser-Verlag, München 1977. 282 S.

Meine Reaktionen auf Isaac Bashevis Singer sind zwiespältig: einerseits bewundere ich sein Geschick und seine Kunst, menschliche Schicksale höchst eindringlich darzustellen, andererseits aber stossen mich sehr oft die dabei erzählten Geschichten – in diesem vorliegenden Fall «Geschichten aus der neuen und der alten Welt» – richtig ab. Auch in seinem neuesten Buch berichtet Singer, wie gesagt, sehr gekonnt aus dem Leben polnischer Juden. Es sind nicht die bizarren Geistergeschichten, die mich stören, sondern dass er gar zu oft meint, diese mit pikanten sex-stories vermischen zu müssen. Warum? Sollen sie so attraktiver werden? Singer hätte das nicht nötig! Und darum glaube ich: weniger wäre auch hier mehr gewesen!

L. S.

Chaim Potok, «AM ANFANG». Wunderlich-Verlag, Tübingen 1977. 509 S.

Chaim Potok hat in allen seinen Romanen *ein* Thema: die Auseinandersetzung des frommen Ostjudentums mit der Moderne. In seinem neuesten Buch «Am Anfang» wird diese Problematik an der Kindheits- und Jugendgeschichte David Luries dargestellt. Zu bewundern ist bei Potok zweifellos nicht nur sein Einfühlungsvermögen in das Wesen und Fühlen und Denken seiner Romanhelden, sondern auch seine Kunst der Darstellung. Man lebt und leidet mit seinem David Lurie mit und hat nie den Eindruck des Konstruierten oder gar Gekünstelten. Trotzdem bleiben am Schluss der Lektüre viele Fragen offen. Vor allem fragt man sich, was nun das über 509 Seiten sich erstreckende eigentliche Thema des Buches: die Suche nach Wahrheit – ergeben hat. Aber vielleicht will der Verfasser ganz bewusst darauf keine klare Antwort geben.

L. S.

Kurt Tucholsky, BRIEFE AUS DEM SCHWEIGEN. BRIEFE AN NUUNA. 1932-1935. Rowohlt Verlag, Hamburg 1977, 312 S.

Man kann diese Briefe nicht ohne grosse innere Anteilnahme lesen. Sie stammen von einem heimatlosen, gequälten, kranken Menschen. Wären sie nur Zeugnis eines Leidenden, müsste man sich fragen, ob die Herausgeber – Mary Gerold, Tucholsky und Gustav Huonker – das Recht hatten, sie zu veröffentlichen.

Über das rein Persönliche hinaus widerspiegeln diese Briefe aber auch ein Stück Zeitgeschichte, bittere, schwere. Es ist gut, wenn man daran erinnert wird, wir vergessen ja so leicht. Ich würde mir wünschen, dass dieses Buch von vielen *jungen* Menschen gelesen würde.

L. S.